

dtv

Reihe Hanser

Er ist Morgenmuffel und liest bis spät in die Nacht Bücher über das alte Ägypten oder die griechische Mythologie. Wenn er seinen Kopf nicht gerade in Bücher steckt, sitzt er vor dem Computer und löst sein Tagesrätsel. Als sein morgendlicher Schwindel nicht nachlässt, erfährt Theo nach einem Arzttermin, dass er schwer krank ist. Eine mysteriöse Krankheit, die möglicherweise mit dem Tod enden kann. Die Ärzte sind ratlos. Theos Tante aber macht ihm ein überraschendes Geschenk. Eine ungewöhnliche Weltreise – eine Reise durch die Religionen der Welt. Überall treffen er und Tante Marthe auf kundige Führer, die Glaubensrichtungen erklären: vom Judentum bis zum Schamanismus, von der Urkirche bis zum Mormonentum. Wird Theo nach den vielen Stationen gesund nach Paris zurückkehren?

Catherine Clément, geboren 1939 in Paris, studierte Philosophie und Psychologie an der Sorbonne, lehrte dort und arbeitete als wissenschaftliche Assistentin und Kulturredakteurin. Die Autorin wurde mit mehreren Literaturpreisen ausgezeichnet.

Catherine Clément

Theos Reise

Roman
über die Religionen
der Welt

Aus dem Französischen von
Uli Aumüller und Tobias Scheffel

dtv

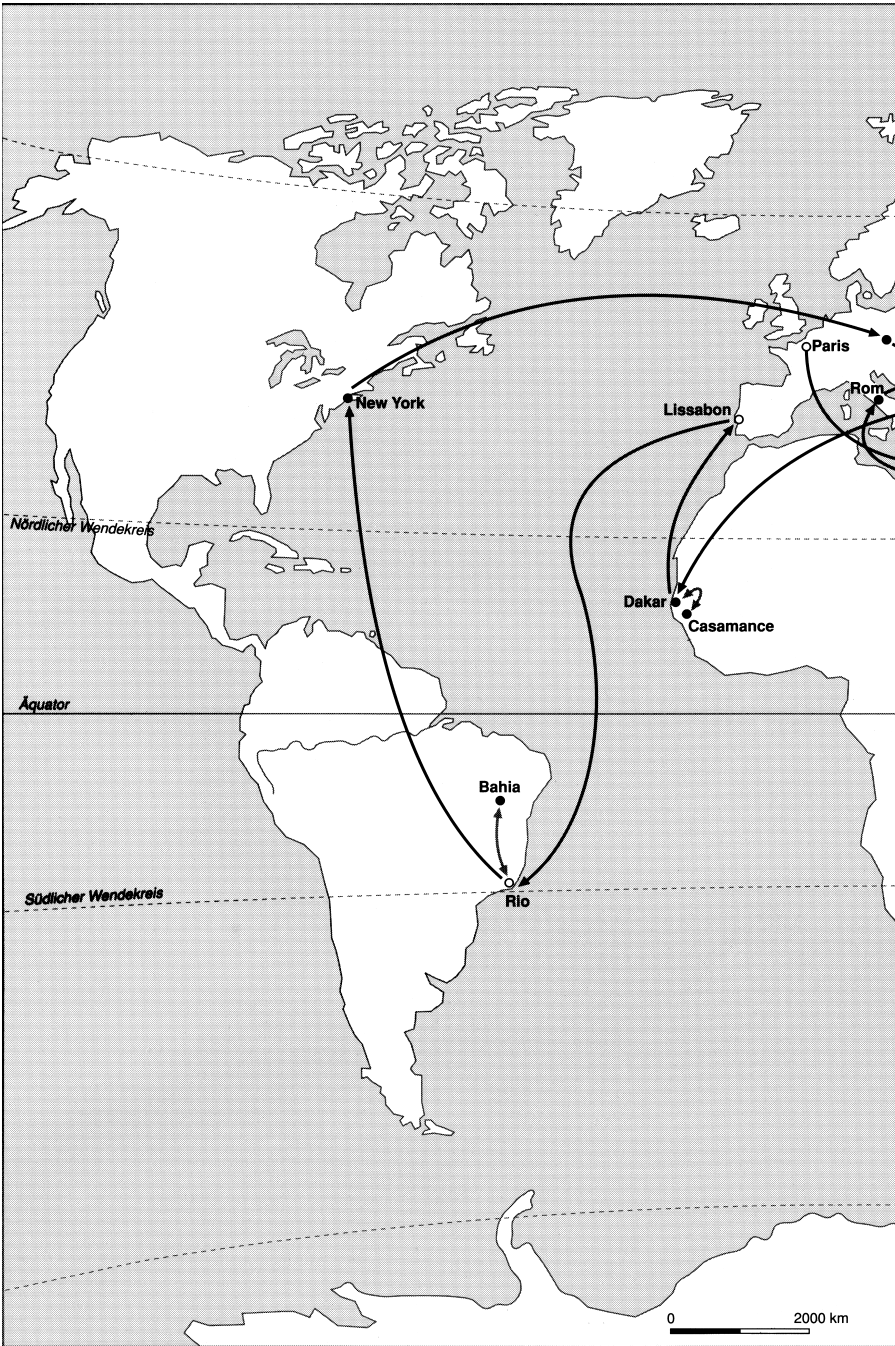
**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

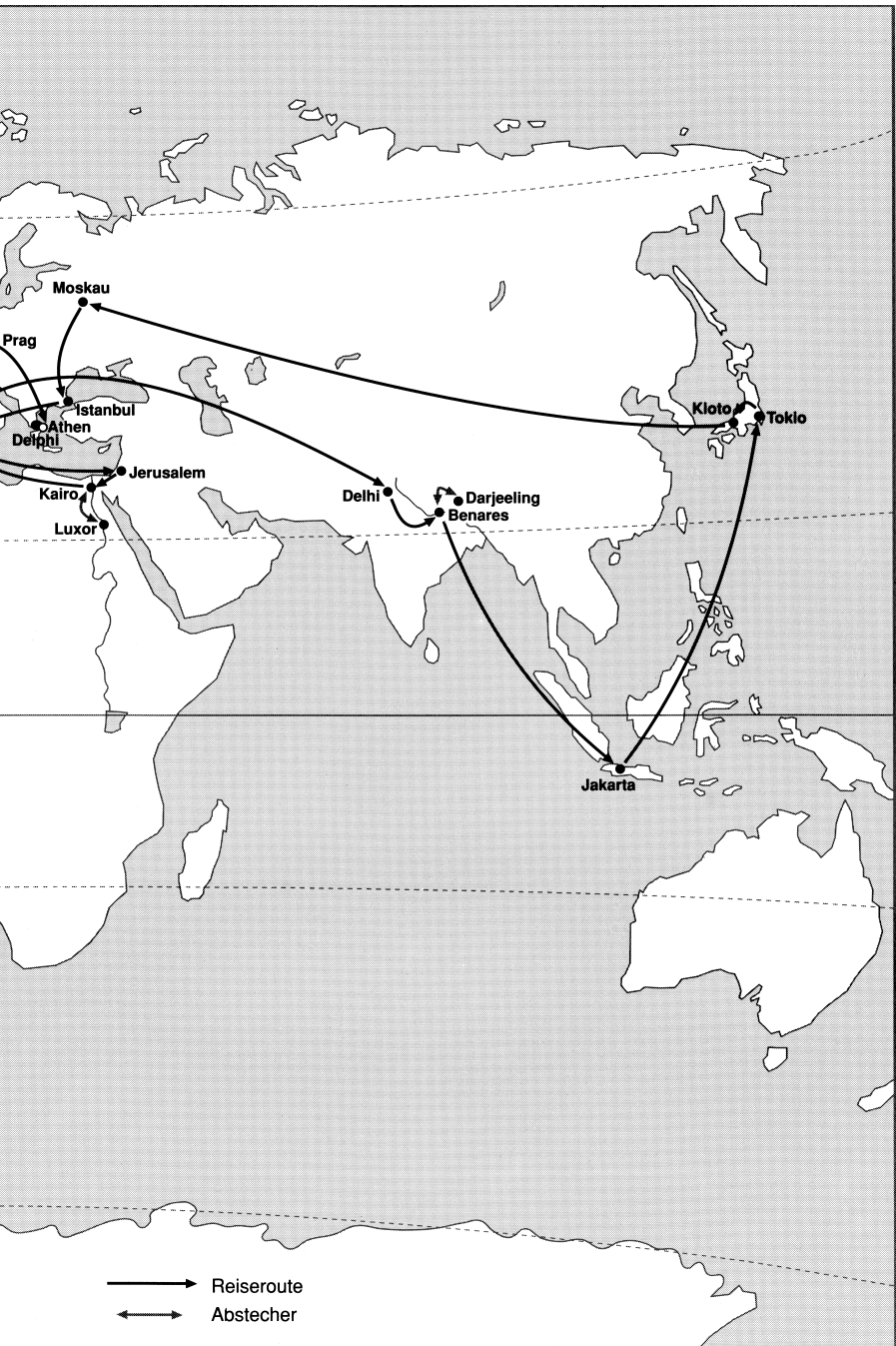
Zu diesem Band gibt es ein Unterrichtsmodell,
kostenlos zu beziehen über www.dtv.de/lehrer.



Ungekürzte Ausgabe 2000
11. Auflage 2017
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 1997 Éditions du Sueil, Paris
Titel der Originalausgabe:
›Le Voyage de Théo‹
© 1998 der deutschsprachigen Ausgabe:
Carl Hanser Verlag, München
Umschlagbild: Quint Buchholz
Karte: Achim Norweg
Satz: Satz für Satz: Barbara Reischmann, Leutkirch
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-62019-2

Für Titus, die Sardine





Der Zorn der Götter

»Theo! Weißt du, wie spät es ist? THEO!«

Theo schlief nicht wirklich. Er hatte den Kopf unter der Decke und überließ sich dem süßen Dämmerzustand des Erwachens. Genau in dem Augenblick, als seine Mutter das Zimmer betrat, wollte sich die Haut von seinen Füßen lösen. Gleich würde er sich ohne seinen Körper in die Lüfte erheben ... Was für ein unglaublicher Traum! Und den sollte er unterbrechen? Wo er so schön zwischen Schlaf und Tag herumspazierte? Warum?

»Jetzt reicht's aber!«, rief Melina Fournay. »Du stehst jetzt auf, sonst ...«

»Nein!«, stöhnte eine erstickte Stimme. »Nicht das Kopfkissen schütteln!«

»Immer dasselbe mit dir«, protestierte seine Mutter. »Du liest abends so lange, dass du morgens nicht aus dem Bett kommst!«

Theo richtete sich mühsam auf. Das Schlimmste war immer, sich aufzusetzen und den leichten morgendlichen Schwindel auszuhalten. Erst kam ein Fuß unter der Decke hervor, dann ein Bein, dann, in seinen Locken wühlend, der ganze Theo. Er stand auf ... und schwankte. Seine Mutter fing ihn gerade noch auf und setzte sich mit ihm auf die Bettkante. Seufzend sah sie sich die auf der Decke liegenden Bücher an.

»Lexikon des alten Ägypten«, »Griechische Mythologie«, »Tibetisches Totenbuch« ... Was sind das denn für seltsame Sachen? Das ist doch keine Lektüre für jemand in deinem Alter, Theo! Wie lange hast du gestern Abend gelesen?«, schimpfte sie.

»Hmmm ... weiß nicht mehr«, brummte Theo verschlafen.

»Du liest einfach zu viel«, murmelte sie und zog ihre dichten

schwarzen Augenbrauen hoch. »Du wirst noch krank davon, weißt du das?«

»Ach wo«, sagte Theo gähnend. »Ich hab bloß ein bisschen Hunger.«

»Frühstück steht auf dem Tisch, und deine Vitamintabletten hab ich dir auch hingelegt«, sagte sie und gab ihm einen Kuss auf die Stirn. »Fatou kommt gleich, beeil dich. Zieh dich warm an, es ist furchtbar kalt. Und vergiss nicht, bei der Apotheke vorbeizugehen und deine Medikamente abzuholen. Das Rezept liegt im Flur auf der Anrichte ... Theo!«

Aber Theo tappte, sich an der Wand festhaltend, ins Bad. Nachdenklich kehrte Melina in die Küche zurück, wo ihr Mann Jérôme die Zeitung las.

»Dem Kind geht es nicht gut«, sagte sie halblaut. »Gar nicht gut.«

»Theo?«, fragte Jérôme, ohne den Kopf zu heben. »Erstens ist man mit vierzehn kein Kind mehr. Und zweitens, was findest du denn so Besorgnis erregend an ihm?«

»Ach, du merkst ja nie was. Er sieht sterbenskrank aus, und er kann nur mit Mühe aufstehen ...«

»Descartes hasste es auch, morgens aufzustehen. Das hat ihn jedoch nicht davon abgehalten, Philosoph zu werden.«

»Aber er scheint Schwindelanfälle zu haben und ...«

»Du weißt doch genau, dass er abends lange liest«, unterbrach Jérôme sie seelenruhig.

»Hast du gesehen, was er liest?«, rief Melina. »Griechische Mythologie, Tibetisches Totenbuch ... Das Totenbuch!«

»Hör mal, Liebling, Theo ist nicht religiös erzogen worden. Darüber waren wir uns doch einig. Kein Wunder, dass er sich da selbst was beibringt. Lass ihn. Es steht ihm frei, sich eine Religion auszusuchen. Und außerdem ist er sehr gewachsen. Die jährliche Untersuchung hat doch, soviel ich weiß, nichts ergeben?«

»Das soll wohl ein Witz sein, Jérôme! Die ärztliche Untersuchung in der Schule? Abhören, Reflexe, Röntgen, und auch das nicht immer, fertig. Nein, wirklich, ich gehe mit ihm zu Doktor Delattre.«

»Jetzt mach aber mal 'n Punkt, Melina! Du stopfst ihn mit Stärkungsmitteln voll und bemutterst ihn wie ein Baby! Er liest abends lange, schön. Ich finde das eher gut.«

»Er hat irgendwas«, murmelte sie. »Ich bin mir sicher.«

»Wie du meinst«, sagte er seufzend und faltete die Zeitung zusammen. »Geh zu Doktor Delattre. Er soll ihm Blut abnehmen. Und ich verschwinde jetzt, wenn du erlaubst, ins Labor. Bekomm ich noch einen Kuss?«

Melina hielt ihm, ohne zu antworten, die Wange hin.

»Und ich will nichts mehr von den Schwindelanfällen deines Lieblingsskükens hören!«

Allein vor ihrem Kaffee sitzend, wartete Melina gedankenverloren auf Theo.

Theos Familie

Bis zu diesem Winter hatte in der Familie Fournay eitel Sonnenschein geherrscht. Theos Vater arbeitete als Forschungsleiter am Institut Pasteur, spielte Klavier und war ein vorbildlicher Ehemann. Und auch Melina hatte viel Glück: Sie war Lehrerin für Naturwissenschaften am Gymnasium George Sand, das auch Theo besuchte, und hatte nette Kollegen und umgängliche Schüler. Theos Schwestern vergötterten ihren Bruder: Irene, die ältere, begann gerade ihr Studium der Volkswirtschaft, und Athena, das Nesthäkchen, kam demnächst in die fünfte Klasse. Außer kleineren Reibereien wegen vertauschter Socken und verhaltenen Scharmützeln darüber, wer den Tisch abräumen sollte, hatte Theo keinerlei Probleme mit seinen Schwestern.

Bevor Melina Jérôme heiratete, hatte es schwierige Zeiten in ihrem Leben gegeben. 1967, als sie noch ein Kind war, hatten ihr Vater, der Journalist Georges Chakros, und ihre Mutter Theano, die Geigerin, vor der Militärdiktatur in Griechenland nach Paris fliehen müssen, eine Stadt ohne Olivenbäume und ohne Sonne. Melina war dort aufgewachsen, hatte die Schule und ihr Studium abgeschlossen, Jérôme kennen gelernt, geheiratet und

dann die Kinder bekommen. In Griechenland war die Diktatur der Obristen von der Demokratie abgelöst worden, und ihre Eltern waren nach Athen zurückgekehrt. Zur Erinnerung an die wieder gefundene Heimat trugen die Kinder griechische Vornamen. Deshalb hieß die Älteste Irene, das bedeutet »Frieden«, und die Jüngste Athena, was so viel wie »Weisheit« heißt. Theos vollständiger Name lautete Theodor, »Geschenk Gottes«. Natürlich war es für Theodor und Athena mit ihren Namen in der Schule nicht leicht, aber ihre Freunde hatten sich schnell angewöhnt, sie Theo und Attie zu nennen.

Alles war bestens, bis auf Theos Gesundheit.

Theos Geburt war schwer gewesen. Melina hatte Zwillinge erwartet. Sie waren einen guten Monat zu früh geboren worden, doch nur Theo hatte überlebt. Aber er hatte Schlafstörungen und war sehr anfällig. Um ihn nicht noch mehr zu belasten, hatte Melina beschlossen, ihm nichts von seinem totgeborenen Zwilling zu sagen. Theo war ein schönes, etwas zartes Kind gewesen, mit schwarzen Locken und grünen Augen, um die seine Schwestern ihn beneideten.

»Die Schönheit des Teufels«, hatte Theos französische Großmutter Marie gesagt, die inzwischen gestorben war. Sie hatte sich mit Feen und Waldkobolden ausgekannt. »Die Schönheit der Götter!«, hatte Oma Theano entgegnet, die ihren Enkel mit antiker Mythologie und griechisch-orthodoxer Religion voll stopfte. Theo war so hübsch, aber auch so empfindlich, dass sich Melina, wenn die beiden Großmütter von ihm schwärmten, unauffällig bekreuzigte und heimlich auf Holz klopfte, um Unglück abzuwenden. Theos Mama glaubte zwar nicht an Gott, war aber schrecklich abergläubisch.

In der Familie wusste man, dass Theo anders war als die anderen. Er war immer Klassenbester und las unentwegt, schon als kleines Kind hatte er seine Nase ständig in Bücher gesteckt. Und wenn er nicht las, saß er vor dem Computer und erkundete seine CD-Roms. In letzter Zeit beschäftigte sich Theo unablässig mit einem Spiel auf Englisch, das seine Mutter ihm geschenkt hatte, *Wrath of the Gods – Der Zorn der Götter* –, in dem ein junger

Held allem begegnete, was die griechische Mythologie an Sirenen, Riesen und Ungeheuern zu bieten hat, während eine rot-haarige Pythia abwegige Ratschläge gab, um den Spieler irrezuführen.

Trotz ihrer Vorbehalte gegen Videospiele hatte Melina nichts gegen den *Zorn der Götter* gehabt, weil es dabei um Griechenland ging. So wanderte Theo auf dem Bildschirm unter Olivenbäumen durch die Heimat seiner Mutter und spielte stundenlang, um die Identität des Helden herauszufinden, der ihm wie ein Bruder glich. Der sehr pfiffige und schöne Held aus *Der Zorn der Götter* musste es mehrmals mit der Unterwelt aufnehmen, um seinen wirklichen Vater, Zeus, den König der griechischen Götter, zu finden. Als Jérôme Fournay einmal versuchte, sich mit seinem Sohn zu messen, fand er sich nach kurzer Zeit in der Unterwelt wieder und kam nicht mehr heraus ... Es stand unzweifelhaft fest, dass nur Theo in der Lage war, den Götterkönig aufzuspüren. Die ganze Familie wusste, dass Theo ein geniales Kind war.

Dass Theo ein kleines Genie war, beunruhigte die Familie nicht. Aber er war anfällig, viel zu anfällig. Melina rekapitulierte ganz schnell: Mit drei Jahren hatte er eine Primärinfektion. Mit sieben war er von schwerem Scharlach dauerhaft geschwächt worden, aber inzwischen war er vierzehn, und das war überstanden. Mit zehn Jahren hatte er sich beim Fußballspielen das Schienbein gebrochen. Danach war er enorm gewachsen, und Sport strengte ihn übermäßig an. Kurz, Theo litt an einer seltsamen Schwäche. War er vielleicht erblich belastet? Mit vierzehn Jahren war bei seiner Mutter eine starke Blutarmut festgestellt worden. Oder hatte Theo Diabetes? Oder vielleicht das Pfeiffersche Drüsenfieber ...

Fatou

»Guten Morgen!«, rief eine Stimme im Flur. »Ich bin's, Fatou.«

Wie immer war Fatou überpünktlich. Und wie immer kam sie außer Atem an und schüttelte ihre zahllosen, in goldenen Perlen endenden dünnen Zöpfe. Fatou, die Senegalesin aus der Nachbarschaft, war der Lichtblick am Morgen.

»Du bist schon da? Ich hab dich gar nicht klingeln hören!«

»Kannst du auch nicht«, sagte Fatou und stellte ihren Rucksack ab. »Ich hab deinen Mann getroffen, er hat mich reingelassen. Ist Theo fertig?«

»Natürlich nicht«, seufzte Melina. »Du weißt doch, wie er ist. Komm, setz dich und trink einen Kaffee.«

»Keine Zeit. Wir kommen zu spät, und wir schreiben heute Morgen eine Arbeit in Geschichte. Ich hol ihn.«

»Klopf an, bevor du reingehst! Er ist im Bad«, rief Melina vergeblich.

Als ob es Fatou etwas ausmachte, Theo nackt zu sehen. Seit dem Kindergarten waren sie zusammen aufgewachsen. In der Rue de l'Abbé-Grégoire sah man Fatou nie ohne Theo, Theo nie ohne Fatou. Sie war immer fröhlich, außer damals, zur Zeit der Demonstrationen, als in einem Vorort ein Junge erschossen worden war. Da war sie bei Theo hereingeschneit und hatte ihn bei der Hand genommen: »Komm«, sagte sie, »wir gehen zur Demo, Theo.« Er konnte ohne Fatou nicht auskommen, die ihn aus seiner Bücherwelt herausholte und ihm vom Leben im Senegal erzählte.

Die langen Nasen der Pirogen, die auf den Wellenkämmen tanzten, die Affenbrotbäume mit ihren gewundenen Ästen, die schwarzen Strohspeicher auf Pfählen, die Strände, auf denen die Fischer die Barrakudas auslegten, der schwerfällige Flug der Pelikane, die dicken roten Augen der Flusspferde, die alle zehn Jahre an den Ufern des Senegal auftauchten – davon erzählte Fatou, und Theo träumte. Fatous Vater, Monsieur Diop, war Witwer und von Beruf Philosoph und Beamter bei der UNESCO. Er schwärmte immerzu von Ferien, die man eines Tages, ganz

bestimmt, zusammen in Afrika verbringen würde. Aber jedes Jahr landeten die beiden Familien dann doch wieder in La Baule, wo Abdoulaye Diop am Strand die grauen Wellen der französischen Strände melancholisch mit den türkisgrünen Wellen seiner Heimat verglich.

»MELINA!«, schrie Fatou plötzlich aus dem Bad. »Komm mal!«

Melina lief zu ihr. Theo lag ohnmächtig auf den Fliesen des Badezimmers. Fatou tätschelte ihm vergeblich die Wangen. Melina nahm ein Glas, drehte den Hahn weit auf und schüttete Theo Wasser ins Gesicht. Er zwinkerte mit den Augen und nieste.

»Ganz ruhig, mein Schatz«, flüsterte seine Mutter. »Warte, wir helfen dir.«

Aber als Theo wieder stand, fing seine Nase an zu bluten.

»Kopf in den Nacken, Theo«, befahl Melina knapp. »Fatou, ein Handtuch bitte. Mach es nass. Schön kalt. Gib her ... So, auf die Stirn. Es ist nichts.«

Aber sie glaubte selbst nicht, was sie sagte. Nein, es war nicht »nichts«. Melina hatte sich nicht geirrt: Theo war krank. Und während das Nasenbluten nachließ, befühlte sie den Hals ihres Sohnes. Geschwollene Lymphknoten. Melinas Gesicht verzerrte sich.

»Fatou, Theo geht heute nicht in die Schule«, entschied sie. »Ich schreib eine Entschuldigung. Gibst du sie dem Klassenlehrer?«

»Ja, Madame«, sagte Fatou starr vor Schreck.

»Nenn mich nicht Madame!«, wetterte Melina. »Theo, du legst dich wieder hin. Ich bring dir dein Frühstück ans Bett.«

»Toll!«, murmelte Theo. »So hab ich es gern.«

»Faulpelz«, sagte Fatou. »Ich komm nachher wieder vorbei. Mach dir keine Sorgen, Theo.«

»Ich mach mir ja gar keine Sorgen«, sagte Theo. »Warum? Sollte ich?«

Eine mysteriöse Krankheit

Doktor Delattre hatte Theos Blutdruck gemessen, die Reflexe kontrolliert, die Lymphknoten am Hals befühlt, seine Achselhöhlen und die Leistengegend abgetastet und einen blauen Fleck an Theos Oberschenkel untersucht.

»Wann hast du dich da gestoßen?«, hatte er mit verschlossenem Gesicht gefragt.

Aber Theo, der sich dauernd irgendwo stieß, wusste nicht mehr, wann und wo. Dann hatte der Arzt genauestens die Haut überprüft und auf dem Bauch noch einen blauen Fleck entdeckt, bei dem er wieder aufmerksam geworden war. Er hatte Theo abgehört, ihn seine Muskeln und Gelenke bewegen lassen und hatte untersucht, ob der Hals verhärtet war. Dann war er wortlos aufgestanden und sogar ohne sich zu verabschieden hinausgegangen. Theo sprang sofort aus dem Bett und stellte sich hinter die Tür, um zu hören, was der Arzt seiner Mutter sagte.

Nachdem Doktor Delattre Theos Zimmer verlassen hatte, stieß er einen tiefen Seufzer aus.

»Ohne Blutanalyse kann man nichts sagen«, sagte er nach langem Schweigen. »Rufen Sie diese Nummer an und bestellen Sie jemand aus dem Labor für eine Blutabnahme. Sofort.«

»Wollen Sie damit sagen, dass ich nicht mal mehr mit ihm hingehen kann?«, fragte Melina angstvoll.

»Mir ist es lieber, er bleibt im Bett. Mit dem Nasenbluten muss man vorsichtig sein.«

»Herr Doktor, er hat was, nicht wahr?«

»Wahrscheinlich«, sagte der Arzt ausweichend. »Sobald ich die Ergebnisse habe, ruf ich Sie an.«

»Was kann es denn bloß sein?«, klagte Melina.

»Madame Fournay, hören Sie auf, sich zu quälen. Warten wir bis morgen. Haben Sie heute keinen Unterricht?«

»Doch, in zwei Stunden. Aber bis dahin ...«

»Bis dahin machen Sie ihm was Gutes zu essen, geben Sie ihm, was er will, und lassen Sie ihn am besten in Ruhe. Es muss ja nichts Ernstes sein.«

Hoherfreut ging Theo wieder ins Bett. Wenn es nichts Ernstes war, würde er sich eine schöne ruhige Woche im Bett mit seinen Büchern, seinem Computer und dem Fernseher machen. Mama würde ihm jeden Morgen ein Tablett mit Tee, Toast und einem Ei bringen, und er würde sich nicht aus seinen nächtlichen Träumen herausreißen müssen. Und genau so geschah es an diesem Morgen: Sie brachte ihm das Tablett mit einem Ei, Tee und Brot zum Eintunken. Dann ging sie in die Schule, und Theo schlief wieder ein wie ein Baby.

Natürlich hatte ihm, bevor Mama gegangen war, die Laborangestellte Blut abgenommen. Aber das war kein hoher Preis für diesen Freudentag, und außerdem war Theo Spritzen gewöhnt.

Am nächsten Tag hörte Theo seine Mutter mit Doktor Dellatre telefonieren und dann die Tür schließen. Was mochte der Arzt ihr wohl sagen?

Melina kam mit traurigem Gesicht herein.

»Zieh dich an, Theo. Wir müssen ins Krankenhaus für weitere Untersuchungen. Wir haben einen Termin in der Notaufnahme.«

Krankenhaus? Notaufnahme? Theo fühlte sich auf einmal schwach, wollte es seiner Mutter aber nicht zeigen. Krankenhaus, das hörte sich nicht gut an.

»Und was für Untersuchungen?«, fragte er kleinlaut.

»Nichts, mein Schatz. Man entnimmt dir ein bisschen Knochenmark. Das ist etwas unangenehm.«

»Knochenmark? Na, hör mal, ich bin doch kein Suppenknochen!«, scherzte Theo tapfer.

Panik an Bord

Als die Ergebnisse kamen, änderte sich alles.

Die Familie war verstört. Mama verbarg ihre Tränen, Papa kam früh am Nachmittag nach Hause, Attie war dauernd im Zimmer ihres Bruders, und Irene weinte. Fatou lachte nicht mehr. Theo machte zwar Witze über ihre Zöpfe, die halb aufge-

gangen waren, aber Fatou reagierte nur mit einem traurigen Lächeln. Was habe ich eigentlich?, fragte sich Theo.

Natürlich sagte ihm keiner etwas. Merkwürdigerweise hatte er nicht wieder ins Krankenhaus gemusst. Eine Woche verging, Theo fühlte sich weder schlechter noch besser. Wenn Fatou ihn fragte: »Na, Theo, wie fühlst du dich heute?«, antwortete er jedes Mal: »Etwas müde, aber es geht schon.«

Es war keine Rede mehr davon, in die Schule zu gehen. Zwei Tage nach der Knochenmarkpunktion hatte Papa das Problem im Handumdrehen geregelt. Fatou würde die Schulaufgaben vorbeibringen und Theo zu Hause lernen und seine Arbeiten schreiben. Die Lehrer waren damit einverstanden, sie zu korrigieren. Es würde kein Zurückbleiben in der Schule, keine Probleme geben, meinte Papa.

Er versuchte, alles perfekt einzurichten. Er hatte einen Arbeitstisch mit kleinen Füßen, den man aufs Bett stellen konnte, und einen Füller gekauft, der leicht über das Papier glitt. Papa kümmerte sich um alles. Aber Theo zog seine geliebten Bücher dem Mathebuch vor, und Fatou, die es wusste, schien nicht im Mindesten entrüstet.

Eines Morgens brachte sie ihm eine Halskette, an die sie einen Skorpion aus schwarzen Perlen gehängt hatte. »Ein Amulett aus meiner Heimat«, sagte sie, als sie die Kette um Theos Hals legte. »Ein Geschenk von meinem Vater. Trag es, um mir eine Freude zu machen. Es wird dich beschützen, Theo.«

Das Amulett sah komisch aus mit seinen weißen Knopfaugen, aber Theo hielt es glücklich in der Hand und dachte an die seltsamen Gottheiten, die aus dem fernen Afrika über ihn wachten.

An jenem Tag hatte Fatou gelächelt. Aber seitdem überhaupt nicht mehr. Theo machte sich große Sorgen. Am schlimmsten war Mama mit ihrer Tapferkeit und ihren vom Weinen geröteten Augen. Natürlich schluckte Theo jeden Tag Medikamente, aber weil die Schachteln und die Beipackzettel nicht dabei waren, konnte er nicht herausfinden, wogegen sie waren. Der Arzt kam oft vorbei, um die Haut zu untersuchen, das Auftauchen von blauen Flecken zu kontrollieren und die Lymphknoten abzutas-

ten. Mama brachte Theo die Tabletten und ein Glas Wasser und setzte sich wortlos auf die Bettkante. Eines Morgens fragte er sie, ob er Aids habe. Mama zuckte zusammen. Nein, Aids hatte Theo nicht. Dann lief sie plötzlich mit Tränen in den Augen aus dem Zimmer.

Alles, was er wusste, war, dass er krank war und vielleicht, ja, vielleicht sogar sterben musste. Aber das würde er niemandem sagen, und außerdem war es ja auch nicht sicher.

